

Klassik „Wir lieben und zerstören“

Der russisch-deutsche Pianist **Igor Levit**, 28, über seine neue CD-Box, für die er Variationen von Bach und Beethoven mit einem Werk des zeitgenössischen amerikanischen Komponisten Frederic Rzewski kombiniert hat

SPIEGEL: Herr Levit, wie sind Sie auf die verwegene Idee gekommen, drei gewaltige Variationswerke zusammenzubringen?

Levit: Während der letzten zehn Jahre waren diese Werke das Zentrum meines privaten und beruflichen Lebens. Auf diese Veröffentlichung habe ich subkutan hingearbeitet, ohne das richtig zu merken.

SPIEGEL: Bachs Goldberg-Variationen und Beethovens Diabelli-Variationen sind große, musikhistorisch bedeutende Werke. Wie passt der Zyklus des 77-jährigen

US-Komponisten Frederic Rzewski dazu?

Levit: Weil seine Variationen „People United“ ebenfalls ein großes, musikhistorisch bedeutendes Werk sind. Alle drei Zyklen haben etwas zutiefst Menschliches und Universelles. Nehmen wir Beethoven: Es heißt immer, er zerplückt dieses Diabelli-Thema, vernichtet es, macht sich darüber lustig, liebkost und umarmt es, er stellt Unvereinbares nebeneinander.

Das ist wie in unserem Alltag. Wir hassen und lieben doch auch, wir zerstören und amüsieren uns. Mit diesem Werk kann man in sich hineinhören. Rzewski wirft eine lebende Utopie auf. Bei Bach geht es um das große Universelle.

SPIEGEL: Er kommt am Ende wieder zum Anfang.

Levit: Der Bass sagt da zum Thema: Du bist so lange nicht bei mir gewesen, komm zurück. Und das Thema antwortet: Hättest du nicht Kraut und Rüben dazwischengeschoben, wäre ich nie gegangen. kro



Levit

Nils Minkmar Zur Zeit

Schnupfenfrei



In keinem Fotoalbum finden sich Bilder aus den Tagen, an denen man erkältet war. Kein Memoirenband schildert die Zeit mit Taschentuchpackungen in den Hosentaschen oder den Vorsatz, das nächste Kind Aspirin zu nennen. Auch unter Krankheiten herrscht eine Rangfolge, gibt es Stars und Sternchen, Wannabes und Has-beens – da achtet niemand auf den gemeinen Schnupfen.

Große, tragische Krankheiten können zum literarischen oder philosophischen Thema werden, können wie die Pest und die Neurasthenie sogar ihre Epoche prägen – der Schnupfen wird ebenso schnell vergessen, wie er sich einmal angebahnt hat, individuell wie kulturell. Abgesehen von einem epischen Kapitel in Ellis Kauts „Pumuckl“ bleibt die Bibliografie zum gripptalen Infekt sehr übersichtlich. Dabei ist die menschliche Existenz nur in schlechten Biopics eine Abfolge von geschnittenen Szenen und wohlgesetzten Worten. Eigentlich wachen wir auf – und schon ist was. Nicht wirklich viel. Kein Beinbruch. Kein Drama, noch nicht einmal ein Thema für die sozialen Netzwerke. Der Schnupfen ist erst mal nur eine Modifikation, eine synchrone Eintrübung von Körper, Geist und Welt. Die Welt ist plötzlich weiter weg, der Körper bemerkbar und hinderlich, der Geist zeigt abwechselnd einen sich drehenden bunten Ball oder eine kleine Uhr – bitte um Geduld wegen Überlastung aller Leitungen.

Bald stellen sich philosophische Fragen, dann modifiziert der Schnupfen unser kulturelles Urteilsvermögen. Nie las ich einen spannenderen, treffenderen Roman als „Back to Blood“ von Tom Wolfe – so fand ich seinerzeit unter dem Eindruck von Viren und Kopfschmerztabletten. Wieder genesen, konnte ich den peinlichen Schinken kaum noch im Bücherregal dulden. Und wenn die Kultur ihre Feste feiert, auf der Berlinale oder der Buchmesse, dann jubeln auch die Schnupfenviren, denn so gut haben sie es das ganze Jahr nicht. Wer bleibt diesen Großereignissen schon wegen eines Schnupfens fern? So einen Schnupfen steht man durch, darum gibt es in den Apotheken Stapel von Präparaten, die dem Körper suggerieren, dass er gesund sei. Der Schnupfen ist die einzige Krankheit, die so behandelt wird, als wäre sie keine. Wir haben den berühmten Burn-out als Symptom unserer Zeit kennen und fürchten gelernt. Dass es keine schlechte Idee wäre, zur Vorbeugung gegen denselben auch schon bei einem Schnupfen die Bremse zu ziehen, könnte sich herumsprechen.

In Fällen von Leben und Tod wird ein Schnupfenpatient sich seinen diversen sozialen, insbesondere auch beruflichen Aufgaben stellen müssen – in allen anderen Fällen bringt er in so einem Zustand nichts zuwege. Die Sinne stumpf, die Reaktionszeit ewig, die Stimme nicht zu vernehmen und mehr Schnupf als Mensch, womöglich noch infektiös, da hat man außerhalb des eigenen Betts nichts verloren. Merke: Auch wenn wir drei Tage schniefend zu Hause dämmern und nicht mal etwas für die sozialen Netzwerke abfällt, dreht sich die Erde weiter. So befällt das Schnupfenvirus eigentlich unseren funktionalen Narzissmus und bestärkt zugleich unsere Freiheit.

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.